



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kampf mit den Dosen.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Das Ideal.

Ich hör' eine Glocke läuten,
Ihr Klüngen, aus Lust und Schmerz
Gewoben, ich kanns nicht deuten,
Doch läutet mit ihr mein Herz.

Ich sah eine Blume blühen
Hoch über der Berge Schacht —
Ihres rojigen Kelches Blüthen
Haucht schimmernde Märchenpracht.

Ich sehe ein Eiland steigen
Aus klarer Fluten Kristall,
Die Wolken schlüingen den Reigen
Um Tor und Zinne und Wall.

Ich seh' es so lieblich winken —
Doch die kochende See erbraust,
Die Wellen steigen und sinken —
Dem Schiffer es heimlich graust.

Wie immer ich forsche und grabe,
Was immer die Zeit mir erschließt, —
Ich sehe, daß all' meine Habe
Vor Schäyen des Traumes zerfließt.

Stets tief aus der Ferne erblauet
Das unerreichbare Gut,
Von silbernen Sternen betauet,
Empor aus heiliger Flut.

O Glocke, wie herrlich du läutest,
O Eiland, wie dämmernnd du finnst,
Und die Arme mir lockend erbreitest
Aus zitterndem Wellengespinst!

Das flüstert und leuchtet und toset —
Doch hüben und drüben — wie weit!
Denn dazwischen erdonnert und toset
Die Woge der Ewigkeit!

Franz Eichert.

Kampf mit den Dosen.

Vom regn. Abt Franz Pfamier (geboren 21. Sept. 1825).

1.

Em a u s. — Mir scheint, die meisten Schnupfer haben ihr Schnupfen aus Gedankenlosigkeit und gewisser Leichtfertigkeit angefangen; auch will ich gerne zugeben, daß viele in einem Alter dazu gekommen sind, wo sie noch nicht imstande waren, die Folgen dieser liebenswürdigen Angewöhnung zu erwägen. In der Folge aber war es zu spät. Das kleine Gräblein im Acker hatte sich zu einem Wildbach eingerissen so breit und so tief, daß er nicht mehr zu überspringen war. Da kann man wohl sagen: Gott Lob und Dank, wenn man in seiner Kindheit und Jugendzeit mit keinem Schnupfer zusammenkam; und ich lobe eine Mutter, die ihre Kinder möglichst davon fern hält. Damit soll nicht bestritten sein, daß aus dem schnupfenden Gymnasiasten noch ein schöner Bischof oder gar ein Kardinal werden kann. Ist alles schon vorgekommen; ich sage bloß, es freut mich heute noch, daß in meiner engen und engsten Familie kein Mensch geschnupft hat. Sobald ich aber über deren Grenzen hinauskam, drohte mir schon die Gefahr von Seite meines Herrn Onkels, der zugleich mein Taufpate war. Besagter Herr war in meinen Augen groß; war er doch Pfarrer und Schulinspektor in einer Person. Von Statur ein kleines Männchen, war er im Schnupfen ein Riese und für dieses sein Handwerk auf's Vornehmste eingerichtet. Er trug ein großmächtiges Schnupftuch nicht nur in seiner Rocktasche, sondern hatte diese feinen, kunstgerecht zusammengerollten Tücher an drei bis vier Pläzen seiner Pfarrstube auf Lager, z. B. auf dem Schreibtisch, dem Kommodasten, dem Eßtisch und auf der Fensterbank. Raum hatte er beim einen Lager sich ausgesäubert, so mußte er schon beim zweiten Platz machen, denn er hatte mit

einer abermaligen Entleerung und Säuberung voll auf zu tun; und so gings fort den ganzen Tag. Zu geben muß ich allerdings, daß es ihm sicherlich nicht wohl bekommen wäre, wenn er all das eingefüllte Material im Kopf behalten hätte, anderseits aber sage ich: Wenn man auf einer Bahnhlinie irgendwo keine Haltstelle macht, so kommen auch keine Leute, um dort einzusteigen. Ferner frage ich: Warum soll der Mensch gerade im schönsten Teil des Körpers, mitten im Gesicht, eine Haltstelle errichten, oder deutlicher gesagt, einen Abzugskanal öffnen? Weder ein Privatmann noch ein öffentlicher Baumeister läßt den Küchenabguß neben dem Hauptportal ausfließen, sondern auf der Hinterseite des Hauses, damit man ihn weder sehe noch rieche. Nach Art aller richtigen Schnupfer machte sich mein Herr Taufpate den Spaß, mir, so oft ich auf Besuch zu ihm kam, seine große Dose vorzuhalten. Was tun? Durfte ich das generöse Anerbieten einfach abschlagen, ihm, dem Priester, Pfarrer, Schulinspektor und Taufpater? Ich tat es dennoch. Wohl kam mir auch das Bedenken: Nehme ich jetzt keine Prise, so wird er mir künftig kein Geschenk mehr machen. Doch ich blickte fest und gab ihm jedesmal einen Korb; er mochte mit seiner Dose herhalten, so oft er wollte, meine Antwort bestand jedesmal in einer schaudernd-abwehrenden Bewegung. Später, als ich in die höheren Studien kam, begnügte ich mich, wenn der Herr Onkel mit der Dose nahte, nicht mehr mit der bloßen Defensive, ich wurde aggressiv und glaubte das schon wagen zu dürfen, zumal, seitdem ich von der altehrwürdigen Universität Padua zurückgekommen war. Das war in illo tempore bei jenen mangelhaften Reiseverbindungen schon ein Sprung: von Vorarlberg nach Padua und zurück über Mantua, Pavia und Mailand und zuletzt durch die Schweiz zurück nach Hause. Mein Onkel selbst hatte es in seiner Studienlaufbahn bloß bis „Ingol-

stadt" gebracht. Jetzt also, nachdem ich mit Physik und Metaphysik beschlagen von Italien zurückgekehrt war, konnte er mir wenigstens nicht mehr vorwerfen, "dass es mit mir nicht weit her sei." Und wenn ich in den folgenden Jahren als Theologe von Brixen heimsuchte, wagte ich es schon, mehr oder weniger gelungene Witze zu machen über das leidige und unvermeidliche Schnupfen. Schon mochte der Herr Onkel gedacht haben, da hilft alles nichts, — er hielt mir auch keine Dose mehr vor, — und ich mei-nerseits glaubte, schon alle Versuchungen von dieser Seite glücklich abgeschlagen zu haben, da kam nochmals eine Attacke, die letzte und stärkste von allen. Ich war als neuge-weiter Priester in die Heimat zurückgekehrt und ersuchte nun meinen Herrn Onkel, mir die Primizpredigt zu halten. Er sagte natürlich mit Freuden zu, schob mir aber mit schmunzelndem Gesicht zugleich eine — silberne Dose zu mit den Worten: „Da hast du eine Primizerinnerung von mir!“ Ich griff sofort darnach, öffnete sie auch, nahm jedoch keine Prise, sondern steckte sie, nachdem ich mich bestens, nicht für die Dose oder den Tabak, sondern für das Silber bedankt hatte, ruhig in die Tasche. Die letzte Versuchung, wie ich dachte, war glücklich überwunden! —

2.

Nach meiner Primiz — 12. August 1850 — gab's keine langen Ferien. Schon im September genannten Jahres bekam ich vom Generalvikar in Feldkirch ein Anstellungsde-
llet für Haselstaufen. Es ist dies einer der schönsten Plätze in Vorarlberg, doch der Posten war ein schwieriger. Seit 2 Jahren hatten wegen der Besetzung der Stelle zwei große Parteien miteinander gestritten. Meine Anstellung war nur provisorisch, doch nach 3 Jahren machte ich den Pfarrkonkurs, kom-munierte um die Stelle und wurde einstimmig gewählt. Der Winter 1853 war sehr kalt. Da trat eines Tages der Briefbote zu mir ins Zimmer und bot mir eine Zeitung an, den „Tirolerboten.“ Man denke sich doch heute, der „Tirolerboten“ war dazumal die einzige Zeitung von ganz Tirol und Vorarlberg, und hatte nicht einmal darauf abonniert. Wozu auch? War doch nichts anderes darin zu finden, als lauter f. f. Verordnungen, denen ein junger Priester unmöglich Geschmack ab-gewinnen konnte. Ich war also über die Zusendung des Blattes nicht wenig erstaunt. Als große Neuig-keit stand darin gedruckt: „Am . . . Januar 1850. Jahres brannte in Tirol das Dorf Steinach nie-der. Für die Abgebrannten wird eine Sammlung veranstaltet.“ . . . Ich überlegte mit meiner Schwester, was da zu tun sei und entschloss mich sofort, meine sil-berne Dose aus dem Versteck hervorzuholen und sie an die Redaktion des „Tirolerboten“ nach Innsbruck zu senden mit folgendem Motto:

„Die Steine müssen es röhren,
Wie Steinach muss erfrieren.
Die obdachlosen Kinder
Im schauerlichen Winter!“

„Rum lieber keine Dose
Bei Steinachs hartem Rose.
Ich schenke dir nun diese,
Will nie mehr eine Prise!“ —

Die Dose wurde von hoher, ungenannter Hand mit 41 Gulden ausgelöst und dem Geber zurückgesandt unter dem Motto:



Franz Pfanner, Abt von Mariannhill, 1882-1894.

„Die Dose, die du wolltest Steinach geben,
Wollte mir vor Freud' das Herz schier lupfen.
Rum nimm sie doch zurück; zum langen Leben
Muss ja der Mensch gar manche Prise schnupfen.
Dem braven Vorarlberger zu Ehren
Lässt sich's der dankbare Tiroler nicht wehren!“ —

Jetzt hatte ich meine Dose wieder; es machte mich fast wild. Ich legte sie auf den Tisch, ging nachdenklich in der Stube auf und ab, um klar zu werden, was jetzt mit der Dose anzufangen sei. Da tritt ein zweiter Bote herein und bringt mir ein Paket. Beim Deffnen finde ich darin — eine Mordsdose! Sie war wenigstens viermal so groß als die silberne und übertraf sie auch an Wert, denn sie war aus feinstem Schildplatt gemacht. So hatte ich auf einmal zwei Dosen und jede

vollgepumpt von Tabak. Die Schildplattdose war vom damaligen Herrn Rentmeister in Bregenz, mit dem ich in meinem ganzen Leben nicht mit einem halben Dutzend Worte verkehrt habe. Dem Pakete lag ein Brieflein bei, worin der Rentmeister schrieb: „Da ich ein guter Staatsbürger bin, so kann ich es nicht über mein Gewissen bringen, daß durch Ihre großmütige Entschuldigung die Staatsrevenüen verkürzt werden. Ich schenke Ihnen daher diese Dose, damit Sie im Tabakkonsum nicht aufhören. Ihr ergebenster N. N.“ Ich habe den guten alten Herrn in Bregenz gekannt; er hatte ein sehr ehrwürdiges greises Haupt; habe auch früher seinen Namen gewußt, jetzt aber — es sind seitdem 55 Jahre dahingegangen — wieder vergessen.

3.

Jetzt hieß es, die Sache schlauer anpacken. Mein Entschluß war bald gefaßt: Ich verpackte die silberne Dose abermals und sandte sie an die nämliche Redaktion nach Innsbruck. Sie sollte neuerdings den armen Steinachern gehören, doch kam sie diesmal ohne Motto und ohne Namen des Versenders. Jetzt hatte ich von dieser Dose wenigstens Ruhe bekommen. Mein Onkel war inzwischen auf eine andere Pfarrei gezogen. Was er über meine Dosenverfassung gedacht hat, habe ich nie erfahren, nur daß eine weiß ich, daß er in seiner letzten Krankheit jede Prise zurückwies, und zwar entschiedener wie ich.

4.

Und die zweite Dose? — Auch sie habe ich glücklich angebracht; das kam so: Einige meiner alten Studiengenossen waren am Gymnasium in Feldkirch als Professoren angestellt worden. Ich wußte, wo diese Herren sich zeitweilig zu einem Glas Bier und einem kurzen Kartenspiel einfanden und besuchte sie dasselb einigemal. Eines schönen Tages nun nahm ich meine große Dose mit und legte sie zum Ausspielen auf den Tisch. Bald hatte sie einer gewonnen. Vielleicht habe ich den glücklichen Gewinner auch zum Schnupfen verführt, — allein ich wollte von diesen Dosen um jeden Preis frei sein und wußte mir daher nicht anders zu helfen; und mein ganzes Leben lang hat es mich gefreut, daß ich das Schnupfen nicht angefangen und jeder diesbezüglichen Versuchung energisch Widerstand geleistet habe.

Diese Dosegeschichte ist mit all ihren Nebenumständen pure Wahrheit. Ich hatte lange nicht mehr darangedacht, und nun kam mir nach 55 Jahren das Ganze nochmals in die Hände und zwar in Nr. 12 der Warnsdorfer Hausblätter vom 16. Juni 1897. Wer kann nun berechnen, wie vielmals jenes Blatt vom Jahre 1853 mit Füßen getreten, als Auskchrift aus den Häusern geworfen, zum Packen verbraucht, weggeworfen, wieder aufgehoben, in die Tasche gesteckt, vielleicht auch manchem Schnupfer unliebsamer Weise unter die Nase gehalten, beim Versenden einer Kiste zum Ausfüllen einer Lücke verwendet wurde u. s. w., bis es über Jahr und Tag nach Warnsdorf in Nordböhmen wanderte und am 16. Juni 1897 in Form eines neuen Artikels in die Welt zurückkehrte? In der neuen Gestalt lief es sodann über Land und Meer, kam sogar bis nach Südafrika, kugelte hier in mehreren Trappistenstationen herum, wurde von einem Pater aufgegriffen, an einen anderen gesandt, zuletzt von einem Bruder vor meiner Stubentüre gefunden und mir vors Gesicht gehalten mit der Frage, ob ich diese Geschichte kenne, eine Geschichte, die sich mit mir in meinem 28. Lebensjahr

abgespielt hat. Jeder Leser wird sagen müssen: die Geschichte ist so markant, daß man sie nicht leicht vergessen kann; ich selbst erkannte sie nach den ersten paar Zeilen als mein Kind. Auch wunderte ich mich, wie der Redakteur, der berühmte Ambros Spiz, I. P. diese Tirolernachricht, die sich mehrere Jahrzehnte zuvor in einem Lande zugetragen, das mit Nordböhmen gar nichts zu tun hat, aufgegriffen, wieder publiziert und in die Welt geschickt hat. Daran ersehen wir, welch' großen Nutzen die Zeitungen haben. Sie geben nicht zu, daß gewisse gute Gedanken, lehrreiche Sätze, erbauliche Erzählungen u. s. w. der Welt verloren gehen. Da gibt es in den Redaktionsstübchen manche fleißige Arbeitsbiene, die aus alten Zeitungen herausflockbare Perlen auffaßt und sie in neuen Zeitungen wieder aufsticht. So hab' auch ich heute dieses Blättchen, das früher die Aufschrift trug: „Die verschollene Dose“, aufs neue aufgetischt und mit meinem Seufzen unter dem Titel „Kampf mit den Dosen“. Ausgehend von dem Gedanken, was einmal wahr ist, muß auch in 100 Jahren noch wahr sein. So kam also dieser „Dosenkampf“ ins „Bergischmeinnicht“ und alle meine alten Freunde werden zugestehen, daß meine Wanderungen durch drei Weltteile noch viel häufiger waren als jene des Blättchens mit der „verschollenen Dose.“ Ja wahrlich, bis ich von Haselstanden sieben nach Emaus kam, wo ich nun halb erblindet am Tische und diesen Dosenkampf diktirte, ist es mir beidamähnlich ergangen wie den Warnsdorfer Hausblättern — Nachtrag. Auch als Trappist war ich noch nicht ganz umbelästigt wegen des Schnupfens. Eine bedeutende Persönlichkeit mutete mir zu, ich sollte in Afridi auch das Schnupfen anfangen. Dieser Mann hielt es hierzulande des Klimas wegen für notwendig; er wußte, daß die Trappisten nicht schnupfen und darum meinte er, es sei für mich, den Obern, notwendig, hierin mit dem guten Beispiel voranzugehen, damit die Untergebenen mir schön nachfolgen könnten. Ich antwortete ihm: „Mein Gesicht ist schon an sich häßlich genug, ohne Schnupfen; für einen aber mit schönem Gesicht, wäre es doch unverzeihlich, wenn er es ganz zuvorderst mit einer Tauchgrube verunstalten wollt.“ Unbedingt für Sünde halte ich das Schnupfen gerade nicht, doch bei einem Ordensmann fürchte ich immerhin, es gebe für ihn deswegen dereinst bei der „großen Zollbank“ einen kürzeren oder längeren Aufenthalt.

Besuch bei einem Käffern-Thief.

Von Schw. Corona.

M a r i s - S t e l l a . — Obschon unser Mari-Sella (Meeresstern) die jüngste unter den Mariannhiller Missionssationen ist, so zählt sie doch schon mehrere Katholikenstellen, woselbst unser Hochw. P. Missionär jede Woche an genau fixirten Tagen christlichen Unterricht erteilt. Nur allzugeuer würde er bei diesem Anlaß auch die hl. Messe dort lesen, doch leider fehlen hierfür alle, auch die gewöhnlichsten Vorbedingungen. Da gibt's weder Kapelle noch Altar, ja nicht einmal ein anständiges Wohnhaus, das im Notthalle hiezu benutzt werden könnte. Nur eine Außenstelle, vom Volke umzäunt genannt, macht hierin eine rühmliche Ausnahme. Es wohnt nämlich dasselb der C h i e f, also ein Mann von Stellung, und solche Leute haben in der Regel auch eine bessere Wohnung. Seine Frau ist bereits katho-